



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# T a g e b u c h.

## I.

### A u s W i e n.

Die Jesuiten in Frankreich und Oesterreich. — Die Leiden eines Polizeidirectors. — Beamtenwagstück. — Der unverzeigliche Postillon. — Literatur. — Pokorny.

Sie können leicht denken, welchen Eindruck der Vertrag Frankreichs mit dem römischen Stuhle in Bezug auf die Jesuiten hier hervorgebracht hat. Während der Orden bei uns in aufsteigender Linie sich befindet und Schritt vor Schritt mehr Boden gewinnt, hört man auf dem verschrieenen Wege der Revolution, des Voltairianismus und wie alle diese Titel heißen, mit denen man gewisse französische Regierungsprinzipien hier belegt, sondern auf so katholisch und diplomatisch regelrechten Wegen, daß unser eigenes Cabinet es nicht anders zu machen gewußt hätte! Daß alle die Nachrichten über diese Angelegenheit so viel als möglich in unsern Blättern vermieden wurden, ist leicht zu begreifen. Unsere Wiener Zeitung brachte nur einige spärliche Auszüge aus dem Journal des Debats, konnte aber nicht umhin, die Notiz hinzuzufügen, die ich so eben in der heutigen Nummer lese: „Trotz allen angekündigten Maaßregeln und selbst nach dem Entschlusse des Jesuitengenerals kann doch von einer wirklichen Ausweisung der Jesuiten in Frankreich nicht die Rede sein. Dieselben haben zu viel Freunde und unendliche Verzweigungen in Frankreich, als daß die Sache mit einem Machtspruche abgethan wäre.“ Wer hat der Wiener Hofzeitung dieses gesagt? Leitende Artikel sind nicht die Sache dieses Blattes, warum verirrt sich plötzlich diese Notiz in seine Spalten? — Die Gegner der Jesuiten — und sie zählen hier manchen nicht unmächtigen — schöpfen aus dem französischen Ereigniß neuen Muth. Aber Tieferblickende behaupten, es sei wie ein Strom, den man auf der einen Seite eingengt hat und der nun auf der andern sich einen Weg durchbricht; der Stoß nach Oesterreich werde jetzt um so gewaltiger sein, da er an Frankreich abgeprallt.

Unser neuer Polizeioberdirector hat bei seinem Amtsantritt, sämtliche unter ihm stehende Etablissements besucht und Höflichkeit und nochmals Höflichkeit den Beamten empfohlen. Es ist keine leichte Aufgabe, Polizeichef in Wien zu sein; von unten und von oben kreuzen sich wiederstrebende Anforderungen und wo ein Mal der Stoß zusammenkommt, da ist eine Ungeschicklichkeit oder eine Voreiligkeit nicht ausweichbar und Mancher hat dadurch das Ende seiner Carrière wenigstens auf diesem Gebiete gefunden. Das schwierigste Element bietet die Aristokratie, die sich allzuoft über die Polizei erhaben fühlt und wenn diese ihre Pflicht gegen eine mächtige Person mit gleicher Strenge wie gegen den Untergeordneten erfüllen will, dann gibt es einen Kampf, der selten zum Vortheil der Polizei und ihres Chefs ausfällt. Der so eben abgetretene und zu einem andern Departement beförderte Hofrath von Amberg war einer der Polizeioberdirectoren, die am längsten fungirt haben; ich glaube zwölf Jahre. Um wieder auf die den Beamten empfohlene Höflichkeit zurück zu kommen, so wäre es wünschenswerth, man bestimme sich in andern Branchen der Beamtenwelt einer ähnlichen Tugend, namentlich in den Provinzen, wo es doch oft gar zu hochmüthig unter der Beamtenkaste hergeht. Ich war unzählige Mal Zeuge, wie ein Schreiber oder Praktikant, der mit einem honetten Bürger einen groben Streit hatte, sich arrogant in die Brust warf und ihn andonnerte: „Ich bin ein kaiserlicher Beamter.“ Jeder Conceptspraktikant glaubt ein Stück von der Unverletzbarkeit der Majestät in seiner Tasche zu haben, und ich erwähne dies heute absichtlich, weil vor vierzehn Tagen einer meiner Freunde auf einer Bade-reise in Böhmen den lächerlichen und ärgerlichen Vorfall erlebte, daß in dem Momente, wo er den groben und halbberunkenen Postillon ausschalt, der Postmeister diesem zu Hilfe kam und sagte: „Sie haben kein Recht, diesen Mann zu schelten, er ist kaiserlicher Diener und trägt, wie Sie sehen, in diesem Augenblicke die kaiserliche Livree!“ In unserer Literatur ist wie gewöhnlich nichts Neues. Von Rank erwartet man einen dreibändigen Roman unter dem Titel: „Walbmeister.“

Nicht geringes Erstaunen erregt die Wiederanknüpfung einer seit zehn Monaten schlummernden Untersuchung gegen den Dr. Wiesner in Bezug auf die von ihm gegen das Buch des russischen Staatsraths Tengoborsky verfaßten Gegenschrift. Die ganze Angelegenheit schien bereits verklungen, als plötzlich am 18. Juli Herr Wiesner eine Vorladung vom politischen Senat des hiesigen Magistrats erhielt. Der Rath W., der das Verhör leitete, erkundigte sich nach allen Details des Honorars, des Contracts mit dem Buchhändler, über die Motive der Abfassung, über die Größe der Auflage u. s. w. Herr Wiesner hat unverholen Alles zu Protocoll gegeben und viele männliche Worte über den Stand unserer Censur dazu. Aber wozu dies Alles nach

zehn Monaten von Neuem aufgreifen, ist eine Frage, die auf allen Lippen schwebt. Der sollte die so traurig gescheiterte Censurpetition eine reactionäre Wirkung hervorgebracht haben? Sollte man, statt stillschweigend vorwärts, aufsehenerregend rückwärts gehen wollen? Die Wiesnerische Angelegenheit ist ein Factum, das volle Aufmerksamkeit verdient. Die Wendung, die sie nehmen wird, kann zugleich ein Maasstab für vieles Andere sein.

Schuhmacher's Zeitschrift „Die Gegenwart“ (Fortsetzung des „Adlers“ von Großhoffinger, dessen Privilegium die Verlags-handlung an sich gebracht) wird nicht den Namen Großhoffinger an der Spitze zu tragen brauchen, wie ein anderer Correspondent Ihnen gemeldet, da der Verleger mittlerweile diese Gefahr, die sein ganzes Unternehmen zu einem todtgeborenen gemacht hätte, glücklich abgewendet hat. Schuhmacher gibt sich viel Mühe und trifft große Voranstalten. Doch kann ich dem Blatte kein günstiges Prognostikon stellen. Schuhmacher ist ein ehrenwerther Mann, dem aber der Popf so steif hinten steht, wie einem Wachtmeister aus dem siebenjährigen Krieg. Das ist kein Leiter für ein junges und aufstrebendes Blatt. — Pokorny der Josephstädter und Wiedner Theaterkönig ist von seiner deutschen Reise zurückgekommen und unsere Blätter singen ihm ein „Heil Dir im Siegerkranz“ aus voller Lunge entgegen. Es wird viel von den glücklichen Engagements gesprochen, die er gemacht haben soll. Eh bien, nous verrons!

B—g—

## II.

### Aus Hamburg.

Verkehr und Leben. — Altona-Dieler-Actien. — Fischerstechen. — Caroché und andere Gäste. — Ein neues Journal.

Wohl nie, seitdem Hamburg steht, war der Fremdendurchzug lebhafter, als in diesem Jahre. In jedem Monat öffnet sich ein neuer Gasthof und alle sind gefüllt mit Reisenden, die der Elbphönix angezogen, die er köstlich zu unterhalten weiß. Gewiß, kein Fremder wird uns jetzt unbefriedigt verlassen. Die verschiedenartigsten Genüsse winken ihm; das frische, freie, frohe Leben des Sommers reicht ihm eine Speisekarte dar, auf welcher auch der difficieste Geschmack irgend etwas Mundgerechtes finden wird. Wer den Vormittag über die neuen Straßen durchwandert, unsern prächtigen Bazar bewundert, wohl gar die Börse besucht und sich in ihrem Summen und Brummen Kopfweg geholt hat, der kann, will er sich nicht um vier Uhr an die table d'hôte seines Gasthofes setzen, mit dem Dampfboote noch bequem eine Ausflucht nach Blankenese, Harburg oder nach andern reizenden Punkten machen, wo die Feuersegler ihr Ziel haben. Auch zwei Eisenbahnen sind da, nach Bergedorf, wo freilich nicht viel zu sehen, führt die eine, die andere, mit interessan-

ten Stationspunkten, von Altona nach Kiel, wo der Diffeewogenschlag, die Badeanstalt am Düsterbrook siehe Glieder wieder zu stählen vermag.

Die Altona-Kieler Bahn ist im Begriff, 2000 Stück neue Actien auszugeben, wodurch es mit der gehofften Dividende ihrer Actionäre nicht eben günstig steht. Wahr ist's, daß in jüngster Zeit die Rentabilität der Bahn etwas gestiegen und daß Aussicht vorhanden ist, auch die bald zu eröffnenden Zweigbahnen, von Elmshorn nach Glückstadt und von Neumünster nach Rendsburg, bald in Aufnahme kommen zu sehen. Erstere Bahn sollte bereits am Geburtstage der Königin von Dänemark dem allgemeinen Verkehr übergeben werden, was jedoch unterbleiben mußte.

Für den Spätsommer sehen wir wieder einer großartigen Regatta auf der Älster entgegen. Die bedeutendsten Männer der Stadt sind diesem Wettrudern wohlgesinnt und stellten sich als Comitémitglieder oder Protectoren an die Spitze. Vorübungen werden von den concurrirenden jungen Leuten schon seit mehreren Wochen getrieben, und namentlich am Sonntagmorgen ist das Wasser bedeckt mit schmalen, neu angestrichenen Bötten, worin die Ruderer in verschiedenartigen Costümen, mit Flaggen, die den Namen des Bootes führen, die blanke Fluth durchschneiden — sämmtlich natürlich in der Hoffnung schwellend, daß nur dieses Fahrzeug und kein anderes am Tage des Rouche-treffens glänzende Siege erringen wird. Es ist übrigens zum Kopfschütteln, wenn man sich erzählen läßt, welcher Luxus hinsichtlich dieser Regattagegenstände getrieben wird. So spricht man z. B. von einem erstaunlich leichten und schmalen Ruderboote, welches in England für einen hiesigen Ruderclubb angefertigt, nicht weniger als 1000 Pfd. (400 Thlr.) gekostet haben soll!

Seitdem wir die unerträglich gewordene Hitze schwinden sahen (am 8. Juli hatten wir 29½ Grad im Schatten; einige Zollhausbewohner sollen dadurch wieder vernünftig geworden sein) athmen unsere Theater wieder auf. Meister Laroche spielt jetzt stets bei gedrängt vollem oder doch gut besetztem Hause. Ich habe keinen Augenblick bereut, zum Enthusiasten durch ihn geworden zu sein, ja es freut mich, diesem Enthusiasmus unverhohlen vollen Ausdruck gegeben zu haben. Alle Welt ist jetzt abgestumpft ungläubig bei neuen Theatererscheinungen, die als außerordentlich angepriesen werden. Auch in Bezug auf Laroche war nicht Jedermann sofort zum Vertrauen geneigt. Doch sein ausgezeichnetes Talent war in dieser Beziehung natürlich mächtiger, als das gedruckte Wort. Es überzeugte vollkommen an jedem Spielabend. Laroche hat als Capitain Cobridge, armer Poet, als Geheimerath Seeger („Erinnerung“ von Iffland), als reicher Mann, Graf Klingsberg, Amtmann Niemen (Iffland's Aussteuer“) und als Shilock sich seines großen Rufes würdig gezeigt. Bei ihm eint sich, was selten neben einander getroffen wird; sein bedeu-

tendes Darstellungstalent baut fort auf der von einem fein gebildeten Geiste geschaffenen Basis, von aller Absichtlichkeit fern, läßt er nicht die Stricke und Hängeseile merken, an welchen seine Figuren baumeln. Das Studium bleibt daheim, auf die Bühne tritt nur die lebendige Wahrheit, die makellose Natur. Laroche ist stets edel und künstlerisch sich selbst beherrschend in dem, was er vorführt. — Die Eng-haus hat im Stadttheater die ganze große Schaar ihrer Freunde und Bewunderer wieder angetroffen. — Der junge Schauspieler, Herr Schneider, den die Frankfurter uns überlassen haben, ist noch nicht recht sattelfest. Hübsche Naturmittel und frappante Hendrichsähnlichkeit verdienen noch keine 2000 Thlr. jährliche Gage. — Die Tuczack hat hier als Nachtwandlerin, Philomena und Regimentstochter sehr gefallen. — Heute tritt Dr. Hürtinger von München als Raoul in den „Hugenotten“ auf.

Interessant ist das Erscheinen eines neuen Handwerkerjournals, „die Werkstatt“, welches, von Schirges redigirt, im hiesigen Verlags-comptoir (L. Lenz) heftweise mit Illustrationen erscheint. Es hat, soweit der Prospectus es beurtheilen läßt, recht würdige Tendenzen, von welcher geistige Hebung und Förderung eines kräftigen Selbstbewußtseins im Handwerkerstande die hervortretendsten sind. Das erste Heft wird Beiträge von Weitling und Benedey enthalten. Möge es der Redaction gelingen, gewisse gefährliche Klippen zu umschiffen und mit der Existenz des neuen Journals wird auch sein gedeihliches Aufblühen gesichert sein. — Der hier seit einiger Zeit bestehende Arbeiterbildungsverein hat sich unter das Protectorat der patriotischen Gesellschaft begeben, was nicht allgemein gut geheißen wird, da wesentlicher Nutzen für den Verein daraus nicht entstehe. — Fr. Clemens gab ein neues Heft des „Logosif“ heraus. Von Mendelssohn erscheint, bei Stalling in Oldenburg, binnen Kurzem: „Eine Ecke Deutschlands, Oldenburger Bilder, Charaktere und Zustände enthaltend.“

### III.

#### Aus Halle.

Leo und die Philosophie. — Die Orthodoxen. — Lesezirkel.

Sie kennen gewiß den WC-Vers: „In Halle wohnt Philosophie;“ doch Sie wissen nicht, daß die Hallische Philosophie jetzt unter Leo's Schutze steht, den die philosophische Fakultät am 12. Juli zu ihrem Decan erwählt hat. Man sagt, er habe sich geschüttelt und gesträubt, als ihm beim Decanatswechsel das Mäntelchen umgethan worden sei, so daß sein Nachbar während der Feierlichkeit es habe unnehmen müssen. Der alte Geist der Hallischen Jahrbücher wird nun vollends aus unserer philosophischen Fakultät ausziehen, und es wird einziehen der Geist von Heinrich Leo, der da betet „Herr, vertilge diese Kotte!“ und der da

meint, daß das liberale Gefindel vom lieben Gott eigens zu seiner Kurzwelt geschaffen sei. Ach, diese letzte Ansicht mag wohl schon jetzt mancher unsrer Philosophen mit ihm theilen: man denke nur an die Mittheilungen, welche neuerdings in mehreren Blättern aus den Vorlesungen des Professor Erdmann gemacht sind.

Ueber unsere theologische Fakultät hat sich vor Kurzem ein Artikel im Rheinischen Beobachter vernehmen lassen. Die gläubigen Studiosen der Theologie wurden hochgepriesen, die ungläubigen bitter getadelt. Wenn die letzteren später mit ihrem Unglauben auf ihren christlichen Pfarren sitzen, so werden wir ihnen unser Mitleid nicht versagen; so lange sie noch im freien Aether der Wissenschaft leben, harrend vielleicht auf einen Umschwung der religiösen Verhältnisse, können nur Menschen, denen für das Streben nach Wahrheit jeder Sinn abgeht, über sie den Stab brechen. Und am Wenigsten hat jenes zahlreiche Geschlecht der Halle'schen Orthodoxen Ursache auf sie verächtlich herabzusehen, das durch klösterliche Abgeschlossenheit, in den Tholuck'schen Theeegesellschaften und in concessionirten Verbindungen, auf welche der Rheinische Beobachter mit Stolz hindeutet und die dem Berliner „historischen Christus“ nicht unähnlich sind, durch Singen, Beten und Predigtablesen mühsam das Triennium hindurch seine Glauben zu conserviren sucht.

Fünf bis sechs großartige Lesezirkel, welche fast die Hälfte der Universitätsbürger unter ihren Mitgliedern zählen mögen, sind jetzt im Entstehen begriffen, und werden die ganze neuere deutsche Literatur umfassen. Wer hätte sich früher um dergleichen gekümmert? Der Senat seines Theils macht diesen Lesezirkeln Schwierigkeiten und scheint sie mindestens für überflüssig zu halten. Mit Recht: enthält doch schon die Universitätsbibliothek einige Göthe'sche Romane, welche im Katalog unter dem Titel „fabulae“ verzeichnet sein sollen.

#### IV.

##### Cancan eines deutschen Edelmannes.

Der dritte Theil des „Cancan eines deutschen Edelmannes“ ist erschienen, nachdem der erste vor vier bis fünf Jahren seinen Lärmen geschlagen hatte und der zweite etwa vor anderthalb Jahren das schwach glimmende Feuer des Interesses am Buch wieder hatte anregen sollen. Beschönigen wir es nicht — es ist eine Ungeschicklichkeit des ästhetischen Autors, wenn er heutzutage seine zusammenhängende Production in Bruchstücken zur Erscheinung bringt, die Jahre lang auseinander liegen. Dafür ist unsere Literatur zu massenhaft geworden; das Publikum hat gar keine Zeit dazu, während mehrerer Jahre das Interesse an einem Buche festzuhalten, oder, beim Erscheinen des je einzelnen Bandes dies Interesse dafür immer von Neuem



natürlichen Humors — und dieses ist als sein großer Vorzug zu erachten. Dieser Humor, welcher als leichter Hauch das ganze Buch durchweht, erscheint nur selten gemacht und geschraubt, nur selten am unrechten Orte vor klingend, wie z. B. bei Besprechung des Pauperismus und des Proletariats. Hier aber ist er unpassend; denn von einer Todeskrankheit der bestehenden Gesellschaft kann man nicht lachend sprechen, nicht einmal lächeln. Dies verlegt. Das Leben und die Literatur müssen dieses Problem seiner Lösung weit näher gebracht haben, ehe es an der Zeit scheint, in scherzhafter Wendung darauf eingehen, um ihnen eine halbkomische Seite abzugewinnen zu wollen. Selbst dem Cancan muß eine Lebensfrage ernst sein, selbst vom Cancan eines Edelmannes ist dies mit Bestimmtheit zu fordern. Dann soll auch damit darauf hingedeutet sein, daß hier aristokratischer Leichtsin in Auffassung des Lebens zu erwarten stehe, so doch sicherlich auch feingefellschaftlicher Takt, jenes wohlthuende halb passive, halb active Talent, das sich nicht anlernen, das sich nicht vor spiegeln läßt, jene wundersame Eigenschaft, die den wirklichen, eigentlichen Edelmann vom banalen Krautjunker unterscheidet. Und dieser feine Takt eben fehlt dem Edelmann dieses Cancans nicht eben selten. Er ist viel mehr Schriftsteller, als Edelmann, vielmehr ungeschickter Publizist, als frivoler Gesellschaftsmensch. — s.

## V.

## Ein barmherziger Samariter.

Die kleine Geschichte, die hier folgt, verdiente von der seelenvollen Feder eines Ischocke erzählt zu werden und nicht von der eines trockenen Notizensammlers. Indes hat sie ein Verdienst, welches keine Behandlung ihr nehmen kann: sie ist wahr, und ich gebe sie hier getreu so, wie sie mir von glaubwürdigen Zeugen mitgeteilt wurde:

Ein deutscher Handelsjude, Abraham Most, trug, wie so viele, im Gefolge der Napoleonischen Truppen sein Bündel durch die Welt. Er wurde auf diese Art einmal nach Belgien verschlagen und ließ sich in der Stadt Brügge nieder. Da lebte er einige Jahrzehende still und unbescholten; er sammelte keine Schätze, aber er gewann sein tägliches Brod. Man kannte ihn als einen „Schmaus“\*) und er suchte auch nicht, für etwas Anderes zu gelten; aber entfernt von Freunden und Glaubensgenossen, mitten in der Hauptstadt des tiefkatholischen Flandern, wo seit der Judenverfolgung im 14ten Jahrhundert kaum ein Kind Israels unter ihm gelebt haben mochte, entwöhnte er sich nach und nach aller jüdischen Bräuche. Er legte keine Gebetriemen an und feierte kein Passahfest, und da ihn Niemand etwas in den Weg legte, so schien er am Ende selber zu vergessen, daß er ein Jude war.

\*) Waemischer Volksausdruck für Jude.

In einigen Familien von Brügge war Most, wegen seiner schlichten und ehrlichen Gutmüthigkeit, gern gesehen. Besonders oft kam er in das Haus des Herrn Brabant, Capitäns im 15ten Infanterieregiment. Er wurde bei den Leuten allmählig so beliebt, daß man ihn vermisse, wenn er sich lang nicht blicken ließ. So lebte er dann zufrieden fort; hatte er nun doch ein Asyl, wo er zuweilen Trost und Theilnahme fand für sein isolirtes Leben. Endlich kam das Alter; die Kraft zur Arbeit verließ ihn und da er, wie gesagt, kein Vermögen erworben hatte, so sah er sich, mit grauen Haaren und in weiter Fremde am Bettelstab. Most kam noch oft zu Brabant's, plauderte mit der Frau und spielte mit den Kindern, aber seine Heiterkeit war erzwungen; Angst und Sorge lag unverkennbar auf seinen Zügen. Der zartfühlende Brabant errieth, was Most nicht beichten konnte, und lud den Alten ein, zu ihm in's Haus zu ziehen. Der früher als Gast so freundlich aufgenommen zu werden pflegte, sollte nun wie ein Mitglied der Familie sein. Dem alten Hausjuden ward der patriarchalische Ehrenplatz eingeräumt am Tisch und Kamin; er wurde gepflegt und geliebt von Brabant und Frau wie ein Vater, von den Kindern wie ein Großvater.

So vergingen fünf Jahre eines rührenden Zusammenlebens. Der alte Most sah dem Tod entgegen und ihn beschlich eine Sorge, die Mancher belächeln mag, die aber jeder Menschlichfühlende natürlich finden wird: die Sorge, was nach dem Tode mit ihm werden sollte. In der That, was sollte man in dem rein katholischen Brügge mit der Leiche des Juden anfangen? Und lag die Befürchtung nicht nahe, daß die Proselytenmacherei sich in seinem letzten Augenblicke drängen und seine Angst um ein ehrliches Grab benützen werde, um eine Seele zu gewinnen? Most aber war, auch ohne Gebetriemen und Passahfest, in seinem Herzen dem Judenthum treu geblieben. Und nun befiel ihn ein tiefes Heimweh nach den Gräbern seiner Väter. Im Tode wenigstens wollte er bei Denen ruhen, von denen er sein Lebenlang getrennt gewesen, die aber gleich ihm, freudlos und einsam, durch die Welt gegangen. Als er daher auf dem Sterbebette lag und mit brechendem Herzen das Haus seines Wohlthäters segnete, waren seine letzten Worte: „Laß meine Gebeine ruhen bei den Gebeinen meiner Brüder!“ —

Dem edlen Brabant war diese Bitte heilig, wie das Gebot eines sterbenden Vaters. Er wußte gleich Rath und schrieb an die kleine Judengemeinde, die sich in Brüssel gebildet hatte. Dann schloß er die Ueberreste des Gastfreundes in einen Sarg, den die Familie weinend zum Haus und zur Stadt hinaus geleitete. Er selbst fuhr den Todten nach der zehn Meilen entfernten Hauptstadt, wo er ihn den jüdischen Todtenwärttern übergab. Beim Begräbniß aber folgte der

Christliche Capitän als Leidtragender dem Sarge des armen Alten und segnete dessen Grab mit einigen stillen heißen Thränen. — —

Liebenswürdiger Samariter! Mögen Deine spätesten Enkel noch in glücklicher Heimath grünen und nie ein Grab in oder Fremde suchen. Deinen Namen aber müsse ein unauslöschlicher Adel zieren und von Jedem, der Dir an sanfter Tugend gleicht, möge man künftig sagen: Es ist ein Brabant! —

## VI.

## N o t i z e n .

Ein literarisches fait accompli. — Lebenszeugniß. — Die unsichtbare Gesellschaft. — Modernes Papier. — Felicien David. — Joseph II.

— Eigentlich könnte die Literatur manches schöne Kunststückchen der Politik ablernen, z. B. die unbezahlbare Phantasmagorie, so bekannt unter dem Titel: un fait accompli. Wogegen man sich gestern mit Händen und Füßen sträubte, was man Hochverrath, Völkerrechtsverletzung nannte, ist heute durch die siegende Gewalt der Zeit doch geschehen und morgen becomplimentiren es die Diplomaten und wünschen ihm Glück als fait accompli! Keine Zauberei, nur Geschicklichkeit. Was plagen wir Narren der Literatur uns mit Peinzipienstreiten? Folgen wir dem Exempel der Diplomaten und wir haben das herrlichste Leben. Ein kleines Beispiel. Vor anderthalb Jahren erschienen: „Gedichte von Karl Haltaus,“ über die wir gerne ein freundliches Wort gesprochen hätten. Herr Haltaus ist ein so guter Mann und obendrein unser Mitarbeiter. Aber ehrlich gestanden, die Gedichte gefielen uns nicht. Wir fanden nichts Schlechtes darin, aber auch nichts Hervorragendes. Correcte Verse, brave Moral, sentimentale Empfindungen reichten vor funfzig Jahren hin, um einem Dichter Anerkennung zu verschaffen: jetzt verlangt man Individualität, eigenthümliche Anschauung, Gedanken Kühnheit und Fülle. Die Zeit ist vorüber, wo es hieß:

Ein gutes Triolett zu machen,  
Ist keine von den leichten Sachen.

Wer macht jetzt nicht gute Verse? Schriftsteller und Schriftseher, Tertianer, Blaustrümpfler, Handlungsdiener, Bäcker und Buchbinder. Jamben und Daktylen sind ein Eigenthum aller Welt geworden; die Jagdbarkeit ist frei und Jedermann geht pürschen und singen in den deutschen Dichterwald. Wir hatten vor dem wackern Haltaus allen möglichen Respect als gutem Bürger, als ausgezeichnetem Gymnasiallehrer, als tüchtigem Kenner und Förderer altdeutscher Literatur. Aber für einen Poeten hielten wir ihn nicht, und da wir dem Erfolge seiner Gedichtesammlung kein glänzendes Prognostikon zu stellen wußten, so schwiegen wir. Aber wir haben uns getäuscht. So eben erschien von diesen Gedichten eine zweite, vermehrte

Auflage (Leipzig, Festsche Verlagshandlung, 1845). Das Publicum hat offenbar anders geurtheilt als wir, es hat in Karl Heltaus jenes poetische Licht gefunden, das die Kritik mit profanen, blinden Augen nicht entdeckte, und nun rächt es ihn an den kritischen Blindschleichen, es hat seine erste Auflage gierig aufgekauft und ein großes Bedürfnis nach einer zweiten, vermehrten Auflage an den Tag gelegt! Werden wir nun rechthaberisch polemisiren? Nein! Wir betrachten das Ereignis als ein fait accompli und erkennen die neue Gedichtdynastie, die branche cadette, die zweite, vermehrte Auflage, als legitim an. Wir haben unsere Schule in der Diplomatie durchgemacht. Wenn Fürst Metternich und Czar Nicolaus die Julirevolution anerkannt haben, wie sollten wir den Gedichten von Heltaus den Eintritt in den europäischen Gedichtbund versagen? Man müßte von der Legitimitätswuth des Herzogs von Modena besessen sein, um in der zweiten französischen Revolution und in der zweiten, vermehrten Auflage der Heltaus'schen Gedichte nicht die Volks- und Gottesstimme zu finden; wir werden unsern Gesandten an dem Heltaus'schen Hof ernennen. Friede in Deutschland!

— Es wäre zu wünschen, daß das Hofburgtheater in Wien bei Auszahlung der Tantieme an fremde Autoren die Proceedur etwas erleichtere. Man verlangt nämlich von dem Autor außer einer Quittung noch ein Lebenszeugniß, eine amtlich ausgestellte Bestätigung, daß er noch nicht todt sei. Letzteres hat etwas ungemein Komisches. Ein eigenhändiger Brief des Autors ist nicht hinreichend, sein Leben zu bethätigen — er muß es durch Amt und Siegel bestätigen lassen. Nun denke man sich die Situation, daß Jemand auf das Rathhaus geht und sagt: „Ich bitte, bezeugen Sie mir, daß ich noch nicht gestorben bin!“ Verlangt aber der Geschäftschlendrian unwiderrüflich dertlei Zeugniß, so wäre es eine große Erleichterung, wenn das Burgtheater ein gedrucktes Formular dem Betheiligten zusenden würde, das bloß ausgefüllt und unterzeichnet zu werden brauchte. Nicht Jeder weiß, wie ein so sonderbares Ding nach Wiener Anforderungen zu stylisiren ist.

— Eine Marktschreierei — wenn nicht mehr — die ihres Gleichen bisher nicht hatte, begeht die Buchhandlung von Scheible, Niegger und Sattler in Stuttgart. Sie kündigt eine Masse von literarischen Fabrikaten, sogenannten Volksschriften an, und setzt auf die Stirn der Anzeigen: „Herausgegeben von der Gesellschaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher.“ Wo aber ist diese Gesellschaft? Sie ist weiter nichts als die Firma obgenannter Buchhandlung. Alle Vereine für Volksschriften sollten öffentlich protestiren gegen solche unerhörte Marktschreierei, wenn das Verfahren nicht anders zu bezeichnen wäre. Alle Blätter, die es mit der jetzt aufkommenden Volksbildung gut meinen, sollten ebenfalls Einsprache thun. Darf eine Buchhandlung aus freien Stücken sich den Charakter einer „Gesell-

schaft zur Verbreitung guter und wohlfeiler Bücher“ beilegen? Wo ist da die deutsche Ehrlichkeit und Wahrheit?

— Frankl's „Sonntagsblätter“ enthalten einen sehr beachtenswerthen Artikel über eins der unentbehrlichsten Dinge der modernen Gesellschaft, über das Papier. Vor einiger Zeit, heißt es dort, hörte man, daß König Oskar das Maschinenpapier in seiner Verwendung, insbesondere für gerichtliche Documente, beschränkt habe. Diese Notiz blieb gelesen und vergessen, das schwedische Gesetz vielleicht bei uns nicht minder. Und doch ist bei uns nicht minder als in Schweden das Papier von Jahr zu Jahr schöner und schlechter geworden, ich rede natürlich vom Maschinenpapier, mit welchem übrigens bald kein anderes mehr die Concurrenz wird aushalten können. — Ich fordere die Herren Rechtsfreunde, sowohl Gerichtsbeamte als Anwälte auf, mir zu widersprechen, wenn sie die Behauptung zu gewagt finden, daß, wenn man die meisten Documente, die gegenwärtig bei Gerichten und in Geschäftsstuben vorkommen, betrachtet, sich unwillkürlich der Gedanke aufdringt: wie wird es zehn oder zwanzig Jahre nach uns mit den Beweisen für unsere Rechte, unser Eigenthum, unsern Besitz aussehn. Ich habe Verträge und Rechtsinstrumente in Händen gehabt, welchen Geschäfte von 100,000 Fl. bis zu mehr denn einer Million zu Grunde lagen, und die ihrer Eigenschaft wegen bei mehreren Behörden certificirt, oder sonst klausulirt werden mußten und wenige Wochen nach ihrer Ausstellung schon an Rändern und Bügen zerrissen und theilweise schwer lesbar gemacht waren; ja, gleichzeitig mit einem Documente, das ich bei der zweiten Klausel, die es erhielt, unter meine Feder bekam und schon bedeutend verlegt vorfand, behandelte ich ein anderes, das auf einem anderen Papiere ausgefertigt war, in ganz unverletztem Zustande, obwohl es die Klauseln dreier preussischer Behörden und eben so viel österreichischer an sich trug, und in Berlin und zwei Städten unseres Vaterlandes monatelang durch Kanzleien und Postbureaux gelaufen war. Das Papier des ersten war schönes, modernes Maschinenpapier!! Wären diese Zeichen der Zeit, einer Zeit, in welcher der egoistische Schrei „Après nous le déluge!“ immer mehr sich als Devise auf die Erzeugnisse des Luxus, des Scheinprunks und der Modestivolität drückt, wären sie vereinzelte Thatsachen, so könnte man darüber schweigen, allein das angezogene schwedische Gesetz beweist, daß es keine wenig verbreitete Localerscheinung ist.

— Felicien David hat auf seiner Reise durch Deutschland eine neue große Composition vollendet: Mose's auf dem Berge Sinai. Er will sie in Wien zuerst aufführen lassen. Das Urtheil über diesen Tondichter hat sich nun durch seine Concerte in Berlin, Dresden und Leipzig für Deutschland ziemlich festgestellt. Zunächst begibt er sich nach dem deutschen Süden: Baden-Baden, Carlsruhe, Stuttgart, München und von da nach Wien. Im Winter will er wieder in

Paris sein, um eine Oper zu componiren, welche die „Academie de Musique“ bei ihm bestellt hat und zu der Scribe das Libretto liefert. Aus dem Sujet dieser Oper macht Felicien ein Geheimniß.

— Einer Schrift, die das Verdienst hat, zur rechten Zeit zu kommen, darf man schon manche Mängel nachsehen. Dies gilt auch von dem Buche „Joseph II. und seine Zeit von Dr. Karl Ramshorn“ (Leipzig 1845). Zu keiner Zeit ist das Andenken an den edlen, energischen aber allzukurz regierenden Kaiser so lebhaft wieder aufgestiegen, wie jetzt. Joseph II. war vor Allem ein Vertreter des Mittelstandes und je kräftiger sich dieser ausbildet, desto lebhafter und klarer tritt das Bild des kaiserlichen Märtyrers hervor, dem die Hierarchie und der Adel das Herz zu brechen und die Pläne zu vernichten mußten. Geistlichkeit und Hochadel sind zumal in Oesterreich noch jetzt die heftigsten Gegner dieses größten der Söhne Habsburgs; ihnen wird auch das Buch des Dr. Ramshorn nicht gefallen. Aber der Mittelstand und das Volk werden es eifrig lesen und den Kaiser kennen lernen, von dem Anastasius Grün singt:

Ein Despot bist Du gewesen! Doch ein solcher wie der Tag,  
Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,  
Der zu dunkeln Diebeschluchten die verhaßte Leuchte trägt,  
Und mit goldner Hand an's Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.

Das Ramshorn'sche Buch ist ein Volksbuch. Historiker kennen nichts daraus lernen, er hat bei weitem die Quellen nicht gekannt, welche die Farben zu dem vollen Bilde seines Helden liefern konnten und wovon die wichtigsten in französischer Sprache in Brüssel, Lüttich und dem Haag gedruckt sind, seltene Brochüren, die man vielleicht nur in Wien und in Brüssel gesammelt findet, von archivariischen Quellen ganz zu schweigen. Die Zeit, Kaiser Joseph und seine Zeit ganz zu würdigen und erschöpfend nach Urkunden zu schildern, ist noch nicht da, sie wird erst kommen, wenn man in Oesterreich begreifen wird, wie viel die dynastischen Interessen gewinnen würden durch die volle Beleuchtung des großen Kaisers, wenn man der in den gegenwärtigen Verhältnissen allerdings gefährlichen Begeisterung für den Sohn Maria Theresia's ihre freie Strömung lassen wird. Und wahrlich es wäre Zeit! Die neuere Geschichts- und Memoirenschreibung hat so viele Schattenpartieen des österreichischen Hauses auf den Markt der Oeffentlichkeit gebracht, daß es staatsklug wäre, auch die Lichtseiten zu fördern, nicht durch subsidirte Geschichtsschreiber, sondern durch freie unabhängige Männer. Ein Kapitel von Dahlmann wiegt die sämtlichen acht Bände des Fürsten E. M. Lichnowsky auf. Joseph II. aber hat keine Historiographen zu scheuen; möge Oesterreich seine Archive öffnen, hier gibt es nur zu gewinnen und nichts zu verlieren.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.  
Druck von Friedrich Andra.